

## 5 HEILUNG: THERAPIE DER MEDIENGEWALT

»If you wished to assess the full effect of a particular medicine on children's physical health, you would hardly do it by soliciting opinions from parents, teachers and self-defined ›experts.«<sup>1</sup> Mit diesem Vergleich kritisiert Albert Bandura 1963 in seinem viel zitierten Artikel »What TV Violence Can Do to Your Child« aus seiner Sicht wenig vertrauenswürdige Forschungsergebnisse, die bezweifeln, dass televisuelle Gewaltdarstellungen für Kinder schädlich sind. Analogiebildungen von Medienwirkung und der Wirkung von Arzneimitteln, Beschreibungen von medialen Wirkungsprozessen in medizinischem Vokabular, sind im Mediengewalt-Diskurs häufig anzutreffen. Schon in Werthams metaphernreichem Pamphlet *Seduction of the Innocent* finden sich neben Darstellungen, in denen Comics als pervertierte Lehrbücher erscheinen, auch Schilderungen, die Medienwirkung mit Krankheitserregern und den Comicsleser mit einem infizierten Individuum parallel setzen:

»The problem of the effect of crime comic books is like a combined clinical and laboratory problem in infectious diseases. You not only have to study the possibly affected individuals; you have to investigate the potentially injurious agents themselves, their varieties, their lives, their habitat. There is a considerable distance from the pure culture of the bacillus to the clinical case.«<sup>2</sup>

Werthams Kennzeichnung der Comics als »unhealthy« oder als »virus« und seine Diagnose von Verhaltensstörungen und Angstträumen als »common clinical syndrom in comic-book readers«<sup>3</sup> bleiben schon allein durch seine Forschungsarbeit in psychiatrischen Kliniken nicht auf den Bereich des Metaphorischen beschränkt. Wie weit aber trägt die Analogie auf einer umfassenderen Diskursebene? Entwirft der Mediengewalt-Diskurs den Mediennutzer in dem Sinne als ein krankes bzw. von Krankheit bedrohtes Individuum, dass seine Heilungsbedürftigkeit als medizinisches Bezugsproblem handlungsrelevant wird? Wenn ja, welcher Art ist die Gesundheitsschädigung, die der Mediennutzer erleidet oder erleiden hat? Und schließlich: Bietet der Diskurs ein Heilmittel an bzw. weist

---

1 A. Bandura: »TV Violence«, S. 124.

2 F. Wertham: *Seduction of the Innocent*, S. 30.

3 Ebd., S. 51, S. 118 u. S. 107.

er den Weg zur Heilung, ist er also in diesem Sinne ein therapeutischer Diskurs?

Im folgenden Kapitel soll zur Beantwortung dieser Fragen zunächst scheinbar ein Umweg gegangen werden, der aber tatsächlich in den Kern der Problematik führt. In der Mediengewaltforschung gibt es eine Einmütigkeit, die angesichts der immer wieder beklagten Uneinigkeit überrascht: Eine der zahlreichen Thesen zur Frage der Wirkung von medialen Gewaltdarstellungen, die so genannte Katharsisthese, gilt als *empirisch widerlegt*.<sup>4</sup> Zugespißt und vereinfacht gesagt gehen Vertreter der Katharsisthese davon aus, dass die Rezeption von Gewalt in den Medien eine aggressionsreduzierende Wirkung auf den Nutzer hat: Nach der Nutzung, so die These, sei der Rezipient friedlicher und ausgeglichener als zuvor. Die These einer ausgleichenden, regulierenden Funktion und damit positiven, erwünschten Wirkung von Mediengewalt findet sich bereits in den Aushandlungsprozessen, die der Etablierung des Mediengewalt-Diskurses vorangehen – sie wird allerdings meist noch nicht unter dem Begriff »Katharsis« gehandelt.

Allgemeiner und neutraler ausgedrückt könnte man von inversen Mediengewaltthesen sprechen, denn die diskursbestimmende Kausalformel – medial dargestellte Gewalt evoziert bzw. verstärkt die Aggressivität des Nutzers – wird umgekehrt: Mediale Gewaltdarstellung reduziert seine Aggressivität. Im pädagogischen Diskurssegment steht die Auseinandersetzung mit inversen Mediengewaltthesen in engem Zusammenhang mit der Argumentation, schädliche Wirkungen seien einer Kommerzialisierung der Medien geschuldet. Verfechter solcher Thesen werden als Apologeten von medialer Gewaltdarstellung im Dienste der Medienindustrie kritisiert: »The getting-rid-of-aggression-by-comic-books argument has no clinical basis«,<sup>5</sup> hält Wertham den »Experten« der Comicindustrie entgegen. Explizit von der Bezeichnung »Katharsis«, »Katharsisthese« oder »-hypothese« ist in den Debatten in großem Umfang erst die Rede, wenn Forscher wie der Psychologe Seymour Feshbach ab Mitte der 1950er Jahre sich um den experimentellen Beweis der aggressionsreduzierenden Funktion von medialer Gewaltdarstellung bemühen.<sup>6</sup> Das Auftauchen des Begriffs »Katharsis« im Medienwirkungs-Diskurs ist in diesem Fall von Bedeutung, denn dieses Auftauchen ist Voraussetzung

4 Vgl. Burkhard Freitag/Ernst Zeitter: »Stichworte aus Medienwissenschaft und Medienpädagogik: Katharsis«, in: tv diskurs 3 (1999), H. 9, S. 18-26, hier S. 18 u. S. 23.

5 F. Wertham: Seduction of the Innocent, S. 246.

6 Vgl. den ersten, seine Dissertation zusammenfassenden Text, Seymour Feshbach: »The Drive-Reducing Function of Fantasy Behavior«, in: Journal of Abnormal and Social Psychology 50 (1955), H. 1, S. 3-11, der in der Debatte als zentrale Referenz der Katharsisthese auftaucht, obwohl Feshbach weder explizit von Katharsis spricht noch den Aspekt medialer Gewaltdarstellung in den Fokus rückt. Diese Schieflage wird im Folgenden noch genauer erläutert.

für die kontroverse Diskussion der ›Katharsishypothese‹. Bandura kann 1963 in seinem Artikel die Verbreitung des Erklärungsmodells im Diskurs voraussetzen und das Feindbild der Katharsis-Advokaten daher klar benennen:

»Many mental-health workers and a large segment of the general public assume that exposure to violence can be cathartic – i.e., as children identify with the aggressor, their pent-up hostile feelings are drained away – and that television thus serves as a harmless cultural pacifier.«<sup>7</sup>

Im diskursiven Prozess um die Katharsisthese, der sich von ihrem Erscheinen in den Aushandlungsprozessen über ihren empirischen Beweis bis hin zur empirischen Widerlegung dieses Beweises erstreckt, zeichnet sich besonders deutlich eine spezifische Diskurspolitik ab, die den Mediengewalt-Diskurs bis heute bestimmt. Die Katharsisthese erfährt eine diskursive Ausgrenzung, und das heißt: Sie hat nicht den Status einer objektiven wissenschaftlichen Tatsache, von der im Mediengewalt-Diskurs gesprochen werden kann. Die These bleibt zwar eine zentrale Diskursfigur, die sich bis heute als attraktives Modell erweist,<sup>8</sup> als wissenschaftlich wahre Aussage in der Mediengewaltforschung scheidet sie aber aus. Sie gehört stattdessen zu dem Bereich, den Foucault das ›wilde Außen‹ nennt: »Es ist immer möglich, daß man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ›Polizei‹ gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muß.«<sup>9</sup>

Die Regeln jener ›diskursiven Polizei‹, die zum Ausschluss der Katharsisthese aus dem wissenschaftlichen Feld der Mediengewalt geführt haben, wären sicher unzureichend beschrieben und in ihrer Vielschichtigkeit nicht erfasst, wenn einfach konstatiert würde: Das einzige Ziel dieser Regeln ist es, der Ansicht zur Durchsetzung zu verhelfen, dass mediale Gewaltdarstellung schädlich ist. Vielmehr – so die Überlegung,

7 A. Bandura: »TV Violence«, S. 124.

8 Die Persistenz der Katharsisthese zeigt sich etwa in der Kritik von Freitag und Zeitter, mit dem Katharsiskonzept sei, da es auf negative Medienwirkungen verengt wurde, »ein differenziertes und inhaltsreiches Modell möglicher Medienwirkungen verschenkt worden«, und in ihrer Forderung, auf Aristoteles' Tragödiensatz zurückgreifend in einem dramaturgischen Purgations-Konzept diese ›Versäumnisse‹ aufzuholen. B. Freitag/E. Zeitter: »Katharsis«, S. 27. In jüngster Zeit hat Daniel Hug mit einer Arbeit zur Katharsis sich die Revision eines umstrittenen Konzepts vorgenommen. Auch Hug bemüht sich, »das Verlorene« der empirischen Mediengewaltforschung neu zu erschließen, indem er voraristotelische Katharsiskonzepte für moderne Medienprodukte geltend macht. Daniel Hug: Katharsis. Revision eines umstrittenen Konzepts, London: Turnshare 2004, S. 6.

9 M. Foucault: Ordnung des Diskurses, S. 25.

die in diesem Kapitel verfolgt werden soll, – sind das Erscheinen, der Beweis, die Widerlegung, ja sogar die Persistenz der Katharsisthese im Mediengewalt-Diskurs entscheidende Indizien dafür, dass dieser Diskurs unter anderem, möglicherweise sogar in erster Linie, ein therapeutischer Diskurs ist. Erscheinen und Beweis der Katharsisthese sowie ihre fort-dauernde Attraktivität verdeutlichen, dass ein entscheidender Aspekt des Mediengewalt-Diskurses darin besteht, die Kurzschlussformel Mediengewalt – also die Kopplung von medialer Gewaltdarstellung und ihrer Wirkung auf den Mediennutzer – parallel zu ihrer diskursiven Prozessierung mit einem »Heilungsangebot« zu versehen. Die Widerlegung der Katharsisthese als Resultat einer zentralen Diskursregel wiederum macht deutlich, wie dieses Heilungsangebot *nicht* auszusehen hat und inwiefern der Mediennutzer *nicht* als heilungsbedürftiges Individuum zu konzipieren ist. Wie die folgenden Ausführungen zu zeigen versuchen, untersagt die »diskursive Polizei«, die Formel »Mediengewalt« selbst zum Therapeutikum zu erklären und in diesem Sinne als direkte Heilung des »aggressionskranken« Mediennutzers fungieren zu lassen. Die Katharsisthese macht durch ihre Widerlegung *ex negativo* deutlich, wie das diskursive Heilungsangebot stattdessen zu verstehen ist: *Der Diskurs selbst* formiert sich als *Regulierungspraxis*, die eine sozialhygienische Heilungsbedürftigkeit des gesamten Publikums der Verbreitungsmedien konstatiert und als sein vorrangiges Bezugsproblem entwirft.

## Zur Genealogie medizinischer Reinigungskonzepte

Wenn es nun zunächst um die Frage geht, inwiefern das Konzept der Katharsis den medizinischen Aspekt des Mediengewalt-Diskurses kenntlich macht, also darauf verweist, dass der Diskurs an zentraler Stelle Fragen der Krankheit und der Therapie verhandelt, muss berücksichtigt werden, dass er an genealogische Spuren einer diskontinuierlichen Geschichte der Katharsis anschließt, in denen Reinigung als Verfahren der Heilung fungiert. Andere, etwa moralisch-philosophische Konzepte der Katharsis werden ausgeblendet. Im Hinblick auf den Mediengewalt-Diskurs deuten sich damit eigentümliche diskurshistorische Linien an: Das Katharsiskonzept taucht in der Mediengewaltforschung auf, indem es an seine medizinische, nicht aber an seine moralische Diskurslinie anknüpft. Wenn das Heilungsangebot der Katharsisthese im Mediengewalt-Diskurs dem diskursiven Heilungsangebot der Regulation weicht, aktualisiert der Mediengewalt-Diskurs Praktiken der Moralisierung, die allerdings mit dem Katharsiskonzept nicht mehr in direkter Verbindung stehen.

Der Katharsisbegriff ist bis heute eng an die *Poetik* des Aristoteles geknüpft, in der er am Anfang des 6. Kapitels die Tragödie folgendermaßen bestimmt:

»Die Tragödie ist Nachahmung einer guten und in sich geschlossenen Handlung von bestimmter Größe, in anziehend geformter Sprache, wobei diese formenden Mittel in den einzelnen Abschnitten je verschieden angewandt werden – Nachahmung von Handelnden und nicht durch Bericht, die Jammer und Schaudern hervorruft und hierdurch eine Reinigung von derartigen Erregungszuständen bewirkt.«<sup>10</sup>

Die gegenwärtige Forschung zur Geschichte des Katharsiskonzepts stimmt darin überein, dass Aristoteles mit seiner Beschreibung der reinigenden Tragödienwirkung, die aufgrund ihrer Unbestimmtheit oder Unvollständigkeit eine lange, kontroverse Interpretationsgeschichte nach sich zieht,<sup>11</sup> das Konzept nicht erstmals einführt, sondern auf ältere kultisch-religiöse und medizinische Reinigungsverfahren zurückgreift. Katharsis ist ein Begriff, der vor seinem Auftauchen im Aristotelischen Tragödiensatz rituelle Techniken von Reinigungspriestern und Heilmethoden der hippokratischen Medizin bezeichnet: »die dionysische, homöopathische Therapie: die Reinigung von Wahnsinn durch Wahnsinn; die Reinigung durch Blut; die Reinigung durch Abführung mithilfe von schwarzer Nieswurz; die Reinigung durch Räucherung mit Schwefel und Asphalt«.<sup>12</sup> In der Heilkunde des Hippokrates taucht der Begriff auf, um die Abfuhr krankhafter Flüssigkeiten durch purgative Arzneimittel zu bezeichnen.<sup>13</sup>

Aristoteles' Verwendungsweise des Begriffs geht – wie Wolfgang Schadewaldt und Hellmut Flashar in ihren einschlägigen Beiträgen zur alphilologischen Katharsisforschung gezeigt haben – über eine bloße Analogiebildung hinaus. Der Philosoph überträgt nicht einfach medizinisch-kultische Reinigungskonzepte im metaphorischen Sinn auf den Bereich der Wirkungsästhetik, sondern versteht die Tragödie als ein thera-

- 
- 10 Aristoteles: Die Poetik. Griechisch/Deutsch, übers. u. hg. v. Manfred Fuhrmann, Stuttgart: Reclam 1994, S. 19.
  - 11 Unbestimmt bleibt die Katharsis, weil Aristoteles keine eindeutige Auskunft darüber gibt, wovon der Tragödienzuschauer gereinigt werden soll. Die Forschung nimmt eine Unvollständigkeit an, weil Aristoteles in seiner *Politik* auf eine genauere Definition der Katharsis in der *Poetik* verweist, diese aber in der nur als Fragment überlieferten Schrift nicht zu finden ist. Vgl. Werner Mittenzwei: »Katharsis«, in: Karlheinz Barck u.a. (Hg.), *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 3, Stuttgart, Weimar: Metzler 2001, S. 245-272, hier S. 246f. u. S. 248.
  - 12 Fortunat Hoessly: Katharsis. Reinigung als Heilverfahren. Studien zum Ritual der archaischen und klassischen Zeit sowie zum Corpus Hippocraticum, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2001, S. 317.
  - 13 Vgl. Stanley W. Jackson: »Catharsis and Abreaction in the History of Psychological Healing«, in: *Psychiatric Clinics of North America* 17 (1994), H. 3, S. 471-491, hier S. 472.

peutisches Instrument der »Seelenhygiene«.<sup>14</sup> Nicht nur Aristoteles hat in seiner *Poetik* die therapeutische Wirkung der Katharsis im Bereich der Dichtkunst bestimmt, auch in einer hippokratischen Schrift findet sich ein Hinweis darauf, dass der Betrachtung von Theaterstücken eine heilsame Wirkung zugeschrieben wird: »[D]ie Medizin nimmt die Dichtung für die Heilung einer Krankheit zu Hilfe, in der *Poetik* bedient sich Aristoteles einer medizinischen Anschauung, um die Wirkungsform der Dichtung zu verdeutlichen. Letztlich aber laufen beide Auffassungen auf dasselbe hinaus.«<sup>15</sup> Flashar bringt die Affekte *eleos* und *phobos*, die Aristoteles als Wirkungen der Tragödie nennt, mit im *Corpus Hippocraticum* beschriebenen Krankheitsvorstellungen in Verbindung, nach denen »die Krankheiten als Übermaß von Warm, Kalt, Feucht und Trocken erklärt, die Gesundheit als Gleichgewicht dieser Qualitäten untereinander bestimmt«<sup>16</sup> werden. Bei Aristoteles, so Flashar, haben die Affekte eine dementsprechende somatische Grundlage: *Eleos* sei medizinisch durch ein übermäßiges Auftreten von Feuchtigkeit (Tränen) bestimmt, *phobos* durch zuviel Kälte (Schaudern). Eine bloße Analogie des Tragödiensatzes zum Bereich der Medizin sei daher nicht zutreffend:

»Vielmehr ereignet sich nach der Auffassung des Aristoteles tatsächlich unter dem Einfluß der Tragödie eine Reinigung im medizinischen Sinne, nämlich eine Reinigung von einem Übermaß an Kälte und Feuchtigkeit, die die gesunde Ausgeglichenheit unter jenen Grundqualitäten wiederherstellt und durch das Ausscheiden der überschüssigen Stoffe ein Gefühl der Erleichterung herbeiführt.«<sup>17</sup>

Aristoteles' medizinische Tragödienkonzeption steht in engem Zusammenhang mit dem Stellenwert, den er der Tragödie in seinem Staatskonzept im Rahmen der *Politik* zuweist. Im Gegensatz zu Platon verbannt Aristoteles die Tragödie nicht aus dem Staat, weil sie zur moralischen Erziehung untauglich sei, sondern bindet sie als Element der Staatshygiene, das dem einzelnen Menschen ekstatische Purgation und damit Erholung bietet, in seine Staatstheorie ein.<sup>18</sup>

Die medizinischen Deutungen von Schadewaldt und Flashar erfolgen rezeptionsgeschichtlich vor dem Hintergrund der moralisch-pädagogischen Auslegung der Aristotelischen Katharsis durch Lessing, die seit

14 Wolfgang Schadewaldt: »Furcht und Mitleid? Zur Deutung des Aristotelischen Tragödiensatzes«, in: *Hermes* 83 (1955), H. 1, S. 129-171, hier S. 164.

15 Hellmut Flashar: »Die medizinischen Grundlagen der Lehre von der Wirkung der Dichtung in der griechischen Poetik«, in: *Hermes* 84 (1956), H. 1, S. 12-48, hier S. 34.

16 Ebd., S. 40.

17 Ebd., S. 48.

18 Vgl. W. Schadewaldt: »Furcht und Mitleid?«, insbes. S. 154-156.

dem 18. Jahrhundert lange Zeit prägend gewesen ist.<sup>19</sup> Die Lessing'sche Deutungslinie, von der sich Schadewaldt und Flashar abgrenzen, ist ein genealogischer Pfad, der in der Geschichtlichkeit des Mediengewalt-Diskurses keine Rolle spielt – auch dies ist bezeichnend für die Medikalisierung des Diskurses. Als wichtiger Hinweis zur Beantwortung der Frage, warum die Diskurspolizei des Mediengewalt-Diskurses die Katharsisthese ausgrenzt, kann schon einmal festgehalten werden: Katharsis, so wie sie im Feld der Mediengewalt auftaucht, hat sich von Aspekten der moralischen Besserung, die in der Katharsisdebatte eine bedeutende Rolle spielen, abgewandt. In den medizinischen Reinigungsvorstellungen, die hier relevant sind, geht es gerade nicht um moralisch-ethische Erziehungs- und Besserungsvorhaben. Wenn der Mediengewalt-Diskurs sein sozialhygienisches Programm in Abgrenzung zur Katharsisthese formiert, spielt die Ausblendung ihrer moralischen Ebene keine unbedeutende Rolle. Denn die Erziehung und Verbesserung des Mediennutzers wird in Praktiken der moralischen Regulation wieder Bedeutung gewinnen.

Eine Etappe in der diskontinuierlichen Geschichte des Katharsiskonzepts, die für den Mediengewalt-Diskurs dagegen von großer Bedeutung ist, stellt das Erscheinen der Katharsis in der Herausbildung der *psychoanalytischen Methode* dar. Die Einschreibung des Katharsiskonzepts in die Entwicklungsgeschichte der Psychoanalyse am Ende des 19. Jahrhunderts erfolgt möglicherweise – vermittelt durch die Darstellungen Jacob Bernays<sup>20</sup> – über einen direkten Bezug zum Aristotelischen Begriff.

- 
- 19 Indem Lessing *phobos* als milde Form der Furcht in den Hintergrund treten lässt und *eleos* als Mitleid im christlichen Sinne als Zentralbegriff der Tragödie bestimmt, hat er die nichtaristotelische Traditionslinie entscheidend geprägt. Das Konzept der Katharsis versteht Lessing nicht als abführende Purgation, sondern als moralische Besserung. Lessing betrachtet – so die Zuspitzung Schadewaldts – »die Tragödie als eine Art moralischer Kuranstalt, durch die mit der Erregung der beiden Affekte der Furcht und des Mitleids und ihrer darauf folgenden Wegschaffung auch der ganze seelische Habitus des Menschen eine nachhaltige Besserung erfahre.« W. Schadewaldt: »Furcht und Mitleid?«, S. 148.
- 20 Der in Breslau lehrende Altertumswissenschaftler publizierte 1857 einen Text, in dem er, gegen Lessings moralische Deutung, Katharsis als abführende Entladung von schädlichen Körpersäften bestimmt und damit die weitere Diskussion entscheidend prägt. Vgl. in englischer Übersetzung Jacob Bernays: »On Catharsis. From *Fundamentals of Aristotle's Lost Essay on the Effect of Tragedy*« [1857], in: *American Imago* 61 (2004), H. 3, S. 319-341. Vgl. auch Francisco Pedrosa Gil/Gerald Kreft: »Einleitung zu ›Die Katharsis bei Aristoteles, Bernays und Freud‹ von Juan Dalma«, in: *psychoneuro* 30 (2004), H. 2, S. 112-115, hier S. 113. Schadewaldt und Flashar knüpfen mit ihren medizinischen Lesarten an Bernays an. Für Freuds Bernays-Rezeption wird häufig auf eine Verwandtschaftsbeziehung

Nahe liegender ist aber, davon auszugehen, dass Sigmund Freud und Josef Breuer in ihren *Studien über Hysterie* ein Modell aufnehmen, das in der zeitgenössischen Medizin gängig ist. Unabhängig von der wirkungsästhetischen aristotelischen Tradition hat sich die reinigende Heilung im Sinne der hippokratischen Humoralpathologie – also der Methode des Ausstoßens krankhafter Körperflüssigkeiten – als medizinisches Verfahren fortgesetzt.<sup>21</sup> Die Katharsisgeschichte ist damit nicht nur durch Diskontinuitäten, sondern durchaus auch durch Kontinuitäten gekennzeichnet.

Die Wiener Ärzte Freud und Breuer verwenden den Begriff Katharsis, um die therapeutische Methode des »Abreagierens« zu beschreiben, nach der ein Patient ein traumatisches Erlebnis, bei dem eine emotionale Reaktion nicht stattgefunden hat, unter Hypnose ein zweites Mal durchlebt, wobei er die ausgebliebenen Affekte ausagieren und sich ihrer so entledigen kann. Auch wenn Freud sich später von der Hypnose distanziert und zur psychoanalytischen Methode der freien Assoziation übergeht, bleibt das Modell des kathartischen Abreagierens weiterhin signifikant. Die Sprache wird bei Freud nun zum Medium der kathartischen Reinigung.<sup>22</sup>

Das diskursive Umfeld, in dem Purgationsverfahren immer noch Teil der medizinischen Praxis sind und »Katharsis« daher ein geläufiger Begriff ist, prägt nicht nur die Entstehung der Psychoanalyse. Parallel zum diskursiven Umfeld der Psychoanalyse in Wien sind auch in der amerikanischen Medizin des 19. Jahrhunderts reinigende Heilverfahren weit verbreitet. Um 1850 – so zeigt es John Harley Warner unter anderem durch die Begriffsanalyse von medizinischen Fallgeschichten – vollzieht sich in der Beschreibung des nicht-kranken Körpers eine Verschiebung von der Bezeichnung *natural* zum Begriff *normal*. Diese Verschiebung in der therapeutischen Perspektive, so Warner, zeigt den Beginn der normalisierenden Sozialmedizin an, die ihre Erkenntnisse nicht mehr aus Interaktionen zwischen Arzt und Patient gewinnt, sondern durch labor-experimentell gemessene empirische Daten.<sup>23</sup> Vor diesem Umstellungs-

---

hingewiesen: Bernays war der Onkel von Freuds Frau Martha. Vgl. ebd. sowie S. Jackson: »Catharsis and Abreaction«, S. 475.

- 21 Juan Dalma zeigt, dass die hippokratische Medizin Ende des 19. Jahrhunderts trotz zahlreicher Einwände und Gegenkonzepte immer noch vorherrschend war. Juan Dalma: »Die Katharsis bei Aristoteles, Bernays und Freud« [1963], übers. und eingeleitet von Francisco Pedrosa Gil/Gerald Kreft, in: *psychoneuro* 30 (2004), H. 3, S. 169-173, hier S. 170.
- 22 Vgl. W. Mittenzwei: »Katharsis«, S. 260; S. Jackson: »Catharsis and Abreaction«, S. 477; J. Dalma: »Katharsis«, S. 170.
- 23 Vgl. John Harley Warner: *The Therapeutic Perspective. Medical Practice, Knowledge, and Identity in America, 1820-1885*, Princeton: Princeton University Press 1997, S. 7. Vgl. zur Umstellung auf Sozialmedizin und die damit einhergehende Kritik am Verlust der direkten Interaktion zwischen Arzt und Patient auch das Kapitel *Wirkung: Epistemologie des Messens* der vorliegenden Untersuchung.

prozess ist die kathartische Heilung eng mit einem Verständnis der Krankheit als Ungleichgewicht des im »Naturzustand« ausbalancierten Körpersystems verbunden.

»Ordinarily the system was first cleansed of matter that might impede its functioning. Draining off excess excitement from the body was not entirely metaphorical, for it was often accomplished by draining fluids thought to stimulate the internal structures. Heroic depletion was brought about by such drugs as cathartics (calomel, corrosive sublimate, jalap), emetics (tartar emetic, ipecacuanha), and counterirritants (blisters), by low diet, and by drawing blood.«<sup>24</sup>

Die natürliche Balance des Körpers als Kennzeichnung seiner Gesundheit, die mit kathartischen Arzneien wiederhergestellt werden kann, bestimmt der ärztliche Blick für jedes Individuum gesondert. Krankheit wird weniger distinkten Kausalitäten, als vielmehr dem Ensemble von Exzessen oder Mangelerscheinungen in der Lebensführung des einzelnen Patienten, seinen moralischen Verfehlungen zugeschrieben.<sup>25</sup> Die kathartische Entladung soll also die internen, individuellen Unordnungszustände des einzelnen Patienten regulieren. Sie zielt – kurz gesagt – auf das Individuum, nicht auf die Population im Sinne Foucaults.<sup>26</sup>

Die Umstellung der Medizin auf eine experimentelle Sozialmedizin gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschiebt ihren Fokus vom Individuum auf die experimentell verdatete Bevölkerung. Die Medizin kennzeichnet Gesundheit nicht mehr als einen »natürlichen«, sondern als einen »normalen« Zustand und gewinnt ihre Bestimmung von Normalität durch die quantifizierenden Laborwissenschaften. Die Folge dieser Umstellung ist, dass Krankheit nun nicht mehr als diffuses Ungleichgewicht des individuellen Körpers, sondern als eine Entität aufgefasst wird, die aus spezifischen Ursachen resultiert. Es wird deshalb zur Aufgabe des Arztes, die besondere Krankheit des Patienten zu diagnostizieren und eine konkret auf diese Krankheit zugeschnittene Therapieform einzuleiten.<sup>27</sup> Die traditionelle Behandlungsmethode, in der kathartische Arzneien eine entscheidende Rolle spielen, wird schrittweise von diesem neuen Therapiezugriff verdrängt. Die behandelnden Ärzte konzentrieren sich immer weniger auf das umfassende körperliche Gleichgewicht des Patienten, sie

24 J. Warner: *Therapeutic Perspective*, S. 92.

25 Vgl. ebd., S. 85f. Die moralische Verfehlung als Ursache für ein Ungleichgewicht des Körpers darf nicht mit moralischen Interpretationen der Katharsis verwechselt werden. Die Reinigung ist hier ganz im hippokratischen Sinn als Abfuhr schädlicher Körperflüssigkeiten gedacht.

26 Vgl. Mittenzweiss Beschreibung der rituellen Katharsis: »Durch die K. löste sich die Verkrampfung, das Individuum fühlte sich versöhnt, wenn auch nicht unbedingt mit dem Staat, der Gemeinschaft, so doch mit sich selbst; denn die Instrumentalisierung der K. blieb trotz des gemeinschaftlichen Erlebnisses auf das Individuum ausgerichtet.« Ders.: »Katharsis«, S. 249.

27 Vgl. J. Warner: *Therapeutic Perspective*, S. 86f.

richten ihren therapeutischen Zugriff vielmehr auf distinkte Körpereinheiten und deren Funktionsweise. Infolgedessen verwenden sie weniger kathartische Medikamente, die den ganzen Körper beeinflussen sollen, sondern verengen ihre therapeutische Perspektive darauf, spezifische physiologische Prozesse zu manipulieren.<sup>28</sup> Die ärztliche Perspektive ist nicht mehr auf das Individuum, sondern auf in körperliche Faktoren zergliederte Krankheitsvorgänge gerichtet, deren Anormalität durch empirische Messungen an den durchschnittlichen Normalzuständen der Bevölkerung ausgerichtet werden. Die Gesundheit der Bevölkerung, die öffentliche Hygiene, wird damit zum Anliegen staatlicher Interventionen.<sup>29</sup>

Die Reinigungspraktiken, die in der Tradition der hippokratischen Medizin stehen, verschwinden nicht schlagartig aus der neuen normalisierenden Heilkunde, deren therapeutische Perspektive die amerikanische Medizin des 20. Jahrhunderts bestimmen wird. Im Hinblick auf die Geschichtlichkeit des Mediengewalt-Diskurses ist entscheidend, welche Semantisierung das Konzept der Katharsis erfährt, wenn es zum *Gegenmodell einer entstehenden Normalisierungsmedizin* wird: Die reinigende Heilung steht für einen therapeutischen Zugriff auf ein Individuum, das aus seinem inneren Gleichgewicht geraten ist. Dieses Therapiemodell – so lässt sich als vorläufige Vermutung formulieren – ist ein Gegenkonzept zum, möglicherweise sogar eine Form der Kritik an dem Behandlungsmodell, das mit der Umstellung auf die sozialmedizinische Perspektive hegemonial wird: Es steht im Gegensatz zu einer ärztlichen Praxis, die sich der Therapierung von Kollektivindividuen widmet, wobei sich die Normalität dieser Kollektivindividuen an gesellschaftlichen Durchschnittswerten orientiert und ihre Pathologie durch spezifisch zu behandelnde Krankheiten definiert ist, die als Wirkungen ermittelbarer Ursachen gelten.

Die Semantik des somatischen Katharsiskonzepts als Gegenmodell zur normalisierenden Therapieform prägt noch das diskursive Umfeld der US-amerikanischen Adaptionen des psychotherapeutischen Katharsismodells, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch in psychologische Heilungskonzepte Eingang findet. Das kathartische Abreagieren erfährt in seiner Rezeptionsgeschichte Generalisierungen und Modifikationen, die mit seiner Herkunft aus der Psychoanalyse nur noch die Vorstellung der Purgation gemeinsam haben.<sup>30</sup> Dass die Katharsis schließlich Eingang in den Mediengewalt-Diskurs findet, dürfte dem anwachsenden Interesse an Konzepten des Abreagierens geschuldet sein, das in den USA nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg zu beobachten ist. Die Behand-

28 Vgl. ebd., S. 101.

29 Diese Umstellung der Gesundheitsfrage auf eine staatlich gelenkte öffentliche Hygiene vollzieht sich nicht nur in den USA, sondern auch in den europäischen Ländern. Vgl. dazu Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001, S. 95-117.

30 Vgl. S. Jackson: »Catharsis and Abreaction«, S. 481.

lung von Kriegsneurosen nach den beiden Weltkriegen führt zur Entwicklung zahlreicher neuer Therapieformen, wie etwa dem »Psychodrama« Jacob Morenos, in dem das kathartische Abreagieren ein zentrales Element ist.<sup>31</sup> »Katharsis« wird damit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem gängigen Konzept in Wissenschaftsdiskursen und in der amerikanischen Öffentlichkeit.

## Mediengewalt als kathartische Arznei

Von der Katharsisthese, wie sie im Mediengewalt-Diskurs erscheint, trennt die bisher dargestellten medizinisch-therapeutischen Reinigungskonzepte noch ein entscheidender Aspekt: In der Geschichte der Katharsis steht die Entladung von Aggression bisher, auch wenn sie im psychoanalytischen Konzept des Abreagierens bereits eine Rolle spielt, noch nicht im Vordergrund. Dies ändert sich, wenn Ende der 1930er Jahre im Rahmen der Aggressions-Frustrations-Hypothese der so genannten Yale-School um John Dollard<sup>32</sup> das Konzept der Aggressionskatharsis aufkommt. Es ist bezeichnend für die diskontinuierliche Geschichte der Katharsis, dass die Yale-Gruppe in ihrer zentralen Studie *Frustration and Aggression* zwar an die Tradition des Katharsisbegriffs anknüpft, aber diese auf ihre Weise liest: Dollard und seine Koautoren beziehen sich zwar auf Freud und einen psychoanalytischen Ansatz, knüpfen aber nicht an die kathartische Methode des Abreagierens an, sondern an Freuds Ausführungen zum Aggressionstrieb, in denen er selbst nicht explizit von Katharsis spricht.<sup>33</sup>

Das grundlegende Postulat der Yale-Gruppe lautet, dass Aggression immer als Folge einer vorangegangenen Frustration ausgemacht werden kann,<sup>34</sup> wobei sie »Frustration« als Störung eines zielgerichteten Verhal-

31 Vgl. ebd., S. 481-487.

32 Es handelt sich neben Dollard um folgende Forscher des Institute of Human Relations an der Yale University: Leonhard W. Doob, Neal E. Miller, O.H. Mowrer und Robert S. Sears. An der grundlegenden Studie *Frustration and Aggression* waren auch Clellan S. Ford, der später durch seine Persuasionsforschung bekannt gewordene Experimentalpsychologe Carl I. Hovland und Richard T. Sollenberger beteiligt.

33 Dollard u.a. beziehen sich ausdrücklich auf die frühen Arbeiten Freuds, in denen Aggression noch nicht mit einem Todestrieb in Verbindung gebracht wird, sondern als ein Vorgang der Spannungsreduktion libidinöser Bedürfnisse im Dienste des Lustprinzips aufgefasst wird. Vgl. Horst Zumkley: *Aggression und Katharsis*, Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe 1978, S. 17f.; John Dollard u.a.: *Frustration and Aggression*, New Haven: Yale University Press 1939, S. 21f.

34 Vgl. J. Dollard u.a.: *Frustration and Aggression*, S. 1. In einer späteren Darstellung machen die Autoren deutlich, dass sie den Umkehrschluss, je-

tens zum Zeitpunkt seines Ablaufs verstehen und »Aggression« als ein Verhalten, dessen Ziel die Verletzung der Person ist, auf die es sich richtet. Der Aggressionsbegriff ist hier also eng mit einem Gewaltbegriff verschaltet. Wenn die Ausführung einer aggressiven Verhaltenssequenz gehemmt wird, ist dies wiederum frustrierend, was zu einer Steigerung der Aggressivität führt.<sup>35</sup> Auf dieser Grundlage kommen die Autoren zu folgender Bestimmung eines – »psychoanalytisch« genannten – Katharsisbegriffs, dessen Implikationen im Hinblick auf ein therapeutisches Reinigungsverfahren zunächst ausgeblendet bleiben. »Katharsis« ist in der Frustrations-Aggressions-Hypothese die Reduktion eines Aggressionsantriebs (*instigation*) durch Ausagieren von Aggression:

»It has been assumed that the inhibition of any act of aggression is a frustration which increases the instigation to aggression. Conversely, the occurrence of any act of aggression is assumed to reduce the instigation to aggression. [...] In psychoanalytic terminology, such a release is called *catharsis*.«<sup>36</sup>

Die Yale-Gruppe nimmt des Weiteren an, dass eine Aggression sich häufig nicht direkt gegen den Agens der Frustration richtet, denn diese direkte Zielreaktion ist oft mit Sanktionen belegt und dadurch gehemmt. Das aggressive Verhalten kann sich daher verschieben und auf ein anderes Objekt richten, seine Form verändern – sich in Imagination oder Spott verwandeln – oder sich zu Selbst-Aggression transformieren. Hinsichtlich des Katharsiskonzepts führt dies die Autoren zu folgender Konsequenz:

»[W]ith the level of original frustration held roughly constant, there should be an inverse relationship between the occurrence of different forms of aggression. This implication follows because, when any response of aggression is inhibited, its instigation should be displaced to the other responses of aggression; and, conversely, when any response of aggression is expressed, its cathartic effect should lessen the instigation to the other aggressive responses.«<sup>37</sup>

Der Antrieb zur Aggression – so die Hypothese, die für die weitere Diskussion entscheidend ist, – kann also auch reduziert werden, wenn sie

---

de Frustration ziehe aggressives Verhalten nach sich, ausdrücklich nicht vertreten. Vgl. Miller, Neal E. u.a.: »Die Frustrations-Aggressions-Hypothese« [1941], in: Hans Thomae (Hg.), Die Motivation menschlichen Handelns, Köln: Kiepenheuer & Witsch <sup>8</sup>1975, S. 205-208, hier S. 205.

35 Vgl. J. Dollard u.a.: Frustration and Aggression, S. 6f.

36 Ebd., S. 50 (Kursivierung im Original). Das Konzept der *instigation* leiten die Autoren von dem Begriff *instigator* ab, den sie als »some antecedent condition of which the predicted response is the consequence« definieren. Ebd., S. 3.

37 Ebd., S. 51 (Kursivierung im Original).

sich auf andere Weise ›entlädt‹ als in direkter Reaktion auf die Ursache der Frustration. An dieser Stelle spielt der medizinische Hintergrund der Katharsis wieder eine Rolle, denn hier ist die Möglichkeit angelegt, dass eine bestimmte Form des Ausagierens von Aggression stellvertretend für eine gehemmte Aggression stehen und diese im weitesten Sinne ›heilen‹ kann.

Leonard Berkowitz, Psychologe an der University of Wisconsin und schon bald einer der schärfsten Kritiker der Katharsishypothese, hat die medizinische Implikation der Yale-Schule am deutlichsten erkannt. Er weist auf die Analogie der Aggressionskatharsis zu therapeutischen Reinigungstechniken hin: Die kathartische Reduktion von Aggression in der Frustrations-Aggressions-Hypothese habe man sich so vorzustellen, »as if the expression of aggression had ›drained‹ the individual's ›reservoir of hostility.«<sup>38</sup> Diese Vorstellung, so Berkowitz, berge unabhängig von ihrer theoretischen Plausibilität ein Potenzial zur Regulierung von Aggression auf sozialer Ebene. Berkowitz weist aber auch gleich auf die Gefahr hin, die dieses Heilungsversprechen birgt:

»Whatever the theoretical interpretation, the decrease in overt hostility following an act of aggression has great practical significance. If such a phenomenon can be produced reliably, for example, legal authorities might be advised to provoke expressions of overt hostility in potentially dangerous mobs in situations in which this hostility can be controlled safely in order to prevent later outbursts when the controlling conditions are inadequate. [...] However, such a technique obviously also has great dangers; the first aggressive acts may provoke a later unpredictable and uncontrollable level of violence [...].«<sup>39</sup>

Die Forscher der Yale University koppeln – auch das erkennt Berkowitz hiermit klar – ihre Frustrations-Aggressions-Hypothese eng an soziale Problematiken und schreiben insbesondere der Frage, warum Aggression gehemmt und wie sie dennoch ausagiert werden kann, von Anfang an einen prekären Status zu. Dollard hat die Hypothese 1937, bereits zwei Jahre vor der Publikation von *Frustration and Aggression*, in der ethnografischen Studie *Caste and Class in a Southern Town* vorgestellt, in der er die ›emotionale Struktur‹ einer Kleinstadt, die Verflechtung der schwarzen und weißen Bevölkerungsschicht durch Verhaltensstrukturen der Frustration und Aggression, in teilnehmender Beobachtung untersucht hat. Dollard macht schon hier seine grundlegende anthropologische

38 Leonard Berkowitz: »Some Factors Affecting the Reduction of Overt Hostility«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 60 (1960), H. 1, S. 14-21, hier S. 14. Berkowitz versteht *hostility* und *aggression* als Synonyme. Vgl. ders.: *Aggression. A Social Psychological Analysis*, New York u.a. McGraw-Hill 1962, S. xii.

39 L. Berkowitz: »Reduction of Overt Hostility«, S. 14.

Annahme geltend: »The usual human response to frustration is aggression against the frustrating object.«<sup>40</sup>

Da die afroamerikanischen Bewohner von »Southern Town«, so eine zentrale These der Studie, durch soziale und wirtschaftliche Abhängigkeiten auf die Frustration durch die unterdrückende Bevölkerungsschicht nicht direkt reagieren können, arrangieren sie sich mit der Unterdrückungssituation und verschieben ihre Aggression zu Selbstdemütigung oder Feindlichkeit innerhalb der eigenen sozialen Gruppe.<sup>41</sup> Vor demselben psychoanalytisch informierten Hintergrund der gesellschaftlich induzierten Hemmung von Aggression<sup>42</sup> beschreibt Dollard auch Formen des Rassismus, die in Sozialisationsprozessen fundiert sind. Der Prozess der Sozialisierung sei aufgrund der Einschränkung von Freiheiten durch Frustrationen geprägt, auf die das Kind nicht mit aggressivem Verhalten zu reagieren in der Lage sei.

»The result is probably every mature person carries some generalized hostility toward the milieu, a hostility which cannot find a legitimate object on which it may be vented. It is suggested that, when society does indicate an object, like the Negro whom one may detest with a good conscience, much of this irrational affect is drained off.«<sup>43</sup>

Die kathartische Entladung ist bei Dollard also keineswegs ein positives therapeutisches Konzept, er formuliert sie vielmehr als soziales Problem. Die Frustrations-Aggressions-Hypothese produziert für die weitere Forschung eher die Aufgabe, Modelle im aristotelischen Sinne unschädlicher Affektreinigung zu finden, als dass sie selbst ein Heilungsangebot entwirft.<sup>44</sup> Allerdings stellt die Yale-Schule der Aggressionsforschung mit ihrer kausalen Verknüpfung von Frustration und Aggression ein Instrument zur Verfügung, das in Experimenten zum Einsatz gebracht werden

40 John Dollard: *Caste and Class in a Southern Town*, New Haven: Yale University Press 1937, S. 267.

41 Vgl. ebd., S. 184 u. S. 267f.

42 Dollard bezieht sich unter anderem auf Freuds 1930 in den USA publizierte Studie *Civilization and its Discontents*: »We must recall the general tendency in our society to disavow aggressive activities and intentions toward others; it is a considerable triumph of our early socialization that we have been persuaded to renounce such overt aggression.« Ebd., S. 363.

43 Ebd., S. 441f.

44 In *Frustration and Aggression* werden die sozialen Fragen auf weitere Gebiete der amerikanischen Gesellschaft ausgeweitet. Nach der Darstellung von allgemeinen psychologischen Prinzipien befasst sich die Studie mit der Sozialisierung in Amerika, mit den Themen Jugend, Kriminalität, dem politischen Themenkomplex »Demokratie, Faschismus und Kommunismus« und analysiert abschließend eine »primitive Gesellschaft«. Vgl. J. Dollard u.a.: *Frustration and Aggression*.

kann: Aggressives Verhalten der Probanden wird über frustrierende Handlungen des Experimentators oder anderer Versuchspersonen zu einer kontrollierbaren Größe.

Das Heilungsangebot innerhalb der sozialpsychologischen Kommunikationsforschung, das im Anschluss an die Hypothesen der Yale-Schule formuliert wird, lautet »symbolische Aggressionskatharsis«. Die Emergenz eines Modells, in dem die Abreaktion zur Wirkung von Verbreitungsmedien wird, vollzieht sich in den Experimenten des Psychologen Seymour Feshbach.<sup>45</sup> In einem folgenreichen Versuch Mitte der 1950er Jahre, der die Voraussetzungen und zentralen Hypothesen für seine späteren Medienexperimente schafft, untersucht Feshbach, inwiefern das *Fantasieverhalten* den *Aggressionstrieb* reduzieren kann. Auch wenn die Frustrations-Aggressions-Hypothese zentrale Voraussetzung für den Versuchsablauf ist, schließt Feshbach nicht explizit an die Yale-Schule an, sondern bezieht sich wiederum – mit einer anderen Akzentuierung – auf die Psychoanalyse. Bei Feshbach steht die in der Freudrezeption weit verbreitete Annahme im Mittelpunkt, dass Fantasien als Formen der Wunscherfüllung eine kompensatorische Funktion haben und triebreduzierend wirken können.<sup>46</sup> Feshbach nimmt sich eine auf den Aggressionstrieb konzentrierte experimentelle Überprüfung dieser Annahme vor, wobei der Triebbegriff in der Experimentbeschreibung äußerst unklar bleibt. Der Psychologe scheint einerseits mit Freud einen menschlichen Aggressionstrieb anzunehmen, andererseits geht er davon aus – wie im Folgenden zu sehen sein wird –, dass er den Versuchspersonen experimentell zuallererst induziert werden muss.

Auch Feshbach lässt einen Teil seiner Probanden, es handelt sich um Studenten mehrerer Psychologieklassen eines Colleges, beschimpfen (*insult group*) und setzt damit unausgesprochen die Hypothese der Yale-Schule voraus, nach der Aggression durch Frustration erzeugt werden kann.<sup>47</sup> Die übrigen Versuchspersonen (*noninsult group*) erhalten eine

45 Vgl. Berkowitzs Rede von »Feshbach's »symbolic catharsis« hypothesis«. Ders.: »Reduction of Overt Hostility«, S. 15.

46 Vgl. S. Feshbach: »Drive-Reducing Function«, S. 3. Feshbach spricht in der Experimentbeschreibung noch nicht von Katharsis, sondern ausschließlich von Triebreduktion.

47 Die Beleidigung geschieht durch den Experimentator selbst: »The E [= experimenter, I.O.] was briefly introduced to the class by its instructor, who left the classroom and did not return until near the end of the period. [...] After the instructor left the classroom, E, in an authoritarian, arrogant manner, made several derogatory remarks about the motivation, ability, and level of maturity of the student body of the college. For example, he made such comments as »Now I realize that you – College students, or should I say – College grinds have few academic interests outside your concern for grades ... if you will try to look beyond your limited horizons, your cooperation will be useful. In other words, I'd like you to act like adults rather than adolescents.« S. Feshbach: »Drive-Reducing Function«, S. 4.

freundliche Einführung in den Experimentablauf. In einem zweiten Schritt teilt Feshbach die Versuchspersonen wiederum in zwei Gruppen ein: Die eine wird zur Fantasietätigkeit angeregt (*insult fantasy group* und *noninsult fantasy group*), ein Teil der beschimpften Probanden soll nicht ›fantasieren‹ und dient damit der Ergebniskontrolle (*insult control group*).<sup>48</sup> Der Versuchsablauf macht deutlich, wie sehr sich Katharsismodelle nun mit den Dispositiven der Experimentalpsychologie verweben haben, denn die Kontrolle der Fantasietätigkeit geschieht über unterschiedliche psychologische Testverfahren: Die *fantasy groups* betrachten vier projizierte Bilder eines fantasieanregenden Persönlichkeitstests, während die Kontrollgruppe ›nüchternere‹ Testverfahren absolvieren muss.

Das Experiment bestätigt seine grundlegende Hypothese: Die beleidigten Probanden, deren Fantasie angeregt wurde, zeigen sich am Ende des Versuchs – gemessen an einem Einstellungs- und Satzvervollständigungstest – weniger aggressiv als die beleidigte Kontrollgruppe.<sup>49</sup> Auch wenn Feshbach in diesem ersten Experiment die Medialität der gezeigten Bilder noch nicht reflektiert und die Kategorien ›Aggression‹ und ›Frustration‹ eng an das experimentelle Arrangement koppelt, weisen seine Schlussfolgerungen darauf hin, dass Medienwirkung hier schon als kathartische Arznei formiert wird:

»Fantasy or imaginative behavior, like other forms of behavior, can serve as a substitute goal response when the most adequate goal response cannot be made. In the present experiment, Ss [= subjects, I.O.] could not give vent to their hostility directly because of social inhibiting factors, fear of possible punishment from an authority figure, or lack of adequate opportunity. The Fantasy group Ss, however, were given an opportunity for indirect expression of hostility in their fantasy constructions.

[...] As viewed here, fantasy behavior is an adjustment mechanism which can serve to reduce tensions and provide substitute goal satisfactions. It may function as an outlet for socially unacceptable motives and frustrated achievement strivings.«<sup>50</sup>

Anfang der 1960er Jahre veröffentlicht Feshbach einen Experimentbericht im *Journal of Abnormal Psychology*, der Medienwirkung nun, zumindest als ›technisches Ding‹, in die Experimentalordnung einbettet und darüber hinaus ein kathartisches Heilungskonzept zugrunde legt, das dem antiken Medizinverständnis *Simila similibus curantur* folgt:<sup>51</sup> Aggressive Versuchspersonen können, einer unterstellten Ähnlichkeitsbeziehung zufolge, sich am besten ›abreagieren‹, wenn sie sich mediale Gewaltdarstellungen ansehen. Die Versuchsanordnung gleicht Feshbachs Experiment

48 Vgl. ebd., S. 4f.

49 Vgl. ebd., S. 9.

50 Ebd., S. 10.

51 Vgl. S. Jackson: »Catharsis and Abreaction«, S. 474.

Mitte der 50er Jahre – mit dem Unterschied, dass der kathartische Effekt nun nicht mittels psychologischer Testverfahren, sondern über eine filmische Kampfszene (*aggressive film*) provoziert wird, während die Kontrollgruppe einen *neutral film* zu sehen bekommt.<sup>52</sup> Wiederum beweist das Experiment die vorausgesetzte Hypothese: Die zuvor beschimpften Rezipienten des gewalthaltigen Films zeigen sich in anschließenden Testverfahren weniger aggressiv als Versuchspersonen, die zwar auch beschimpft wurden, aber den neutralen Film gesehen haben.<sup>53</sup>

Nur zwei Jahre nach diesem Experiment, das noch sehr nahe an der Messung von Aggressionskatharsis durch psychologische Tests abläuft, die Feshbach Mitte der 50er Jahre unternommen hat, verschiebt sich die mediale Gewaltdarstellung vom technischen zum epistemischen Ding: 1963 konzentriert Feshbach unter dem Titel »The Effects of Aggression Content in Television Programs Upon the Aggressive Behavior of the Audience« seine Forschungsfragen explizit auf die kathartische Wirkung medialer Gewaltdarstellung.<sup>54</sup> Mit der Verknüpfung von Aggressionsreduktion und Gewalt in den Medien konturiert die sozialpsychologische Forschung das Katharsiskonzept in seiner langen, diskontinuierlichen Geschichte zu einem *Modell von Mediengewalt als kathartischer Arznei*. Jedoch wird das hiermit bereitgestellte Potenzial der gesellschaftlich verträglichen Reduktion von aggressivem Verhalten, das die Yale-Schule implizit einfordert und das Feshbach mit seinem Modell der fantasieinduzierten Triebreduktion hoffnungsvoll formuliert, nicht ausgenutzt. Dies verhindern – wie im Folgenden zu sehen sein wird – wiederum die *Diskursregeln* der sozialpsychologischen Medienwirkungsforschung.

## Die Widerlegung der Katharsisthese

Es ist bezeichnend für ihre Positionierung im »wilden Außen« des Diskurses, dass die Katharsisthese sofort nach ihrem Auftauchen schon eingeschränkt, modifiziert und re-interpretiert wird. Das Heilungsangebot, nach dem Mediengewalt als kathartisches Therapeutikum fungiert, blitzt in uneingeschränkter Form nur kurz in den sozialwissenschaftlichen Ex-

52 Vgl. Seymour Feshbach: »The Stimulating Versus Cathartic Effects of a Vicarious Aggressive Activity«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 63 (1961), H. 2, S. 381-385, hier S. 382. Die Konturierung des aggressiven und neutralen Films ist nicht unmittelbar plausibel: Im ersten Fall sehen die Probanden eine Preiskampfszene aus einem Spielfilm, im zweiten Fall handelt der Film von den Konsequenzen, die durch die Verbreitung von Gerüchten in einer Fabrik entstehen.

53 Vgl. ebd., S. 385.

54 Vgl. Feshbach, Seymour: »The Effects of Aggression Content in Television Programs Upon the Aggressive Behavior of the Audience«, in: Leon Arons/Marc A. May (Hg.), *Television and Human Behavior*, New York: Appleton-Century-Crofts 1963, S. 83-97.

perimenten der Mediengewaltforschung auf, um sofort von den Restriktionen der ›diskursiven Polizei‹ eingefangen und den herrschenden Diskursregeln gemäß umformuliert zu werden. Feshbach selbst, der als Hauptverfechter der Katharsisthese gilt, trägt zur Exklusion der nicht-diskurskonformen These bei – fast im selben Atemzug, in dem er für sie plädiert.

Nur kurze Zeit nach der Studie, in der er eine Aggressivitätsreduktion durch Persönlichkeitstests nachgewiesen hat, berichtet Feshbach über ein Experiment, in dem er die *catharsis hypothesis* – hier schon explizit unter diesem Begriff thematisiert und in der Definition der Yale-Schule eingeführt – mit beträchtlichem Zweifel verhandelt. In der Versuchsanordnung lässt Feshbach Kinder einer *elementary school*, nachdem er zuvor die Lehrer gebeten hat, die grundsätzliche Aggressivität ihrer Schüler jeweils zu bewerten, zum Teil mit ›aggressivem Spielzeug‹, zum Teil mit ›neutralen‹ Gegenständen spielen. Die Katharsishypothese wird in diesem Experiment nicht bestätigt, im Gegenteil: »The aggressive play objects elicited significantly more inappropriate aggression than did the neutral toys.«<sup>55</sup> Dass Prozesse des stellvertretenden Ausagierens von Aggression keinen kathartischen, sondern sogar einen stimulierenden Effekt haben könnten, ist nach Feshbach alarmierend, denn möglicherweise sei es gar nicht so einfach wie zunächst vermutet, sozialverträgliche Aktivitäten der ›Abfuhr‹ von Aggression zu finden. Der Psychologe distanziert sich von uneingeschränkten Katharsisannahmen und unterstützt stattdessen die Auffassung, »that the consequences of aggressive activity are far more complex than a simple ›drainage‹ or ›catharsis‹ theory implies.«<sup>56</sup>

Feshbachs erste Experimente, in denen Mediengewalt als ›technisches‹ bzw. ›epistemisches Ding‹ verhandelt wird, sind dementsprechend von großer Vorsicht geprägt und nehmen eine nicht unerhebliche Einschränkung der Aggressionskatharsis vor: Eine reinigend-entlastende Wirkung könne die mediale Gewalt auf den Zuschauer nur dann haben, wenn er unmittelbar zuvor frustriert wurde und damit *im Moment der Filmrezeption* aggressiv ist. Außerdem dürfe das Verhältnis zwischen aggressiver Motivation des Betrachters und medial dargestellter Aggressionsentladung nicht beliebig sein: »[T]here must be some functional connection between the vicarious act and the original drive instigating conditions.«<sup>57</sup> Falls dies nicht der Fall ist, so Feshbach, muss das Gegenteil, nämlich eine Zunahme des aggressiven Verhaltens, befürchtet werden. Während er Mitte der 50er Jahre sich noch sehr zuversichtlich über die Entlastungsfunktion der Fantasietätigkeit geäußert hat, klingt seine Diskussion der Experimentergebnisse Anfang der 60er Jahre eher wie ei-

55 Seymour Feshbach: »The Catharsis Hypothesis and Some Consequences of Interaction with Aggressive and Neutral Play Objects«, in: *Journal of Personality* 24 (1955/56), S. 449-462, hier S. 461f.

56 Vgl. ebd., S. 460f., Zitat: S. 461.

57 S. Feshbach: »Stimulating Versus Cathartic Effects«, S. 381.

ne Mahnung, dem mutmaßlichen Heilungsmittel ›Katharsis‹ nicht zu viel zuzutrauen:

»Presumably vicarious aggressive acts do not willy-nilly serve as outlets for aggressive motivation. This latter process warrants further attention. Aggression is not an ever-present tension system pervading all of an individual's activities. Like other acquired motives, its appearance is very much dependent upon situational factors; and, the more specific the category of objects toward which the aggression is directed, the narrower is both the range of stimuli that can elicit the motivation and the range of situations that can serve as substitute outlets for the aggression.«<sup>58</sup>

Was Feshbach mit seiner Einschränkung der Katharsisthese im Grunde zugesteht, ist ihre Abhängigkeit vom Paradigma der Yale-Schule, das in den Experimenten die Kontrollierbarkeit von Aggression ermöglicht hat. Hier führt das Kontrollpotenzial der Aggressions-Frustrations-Hypothese zu einer Einschränkung des Bereichs, für den die Katharsisthese zutrifft: Aggression kann in Feshbachs Experimenten nur *ermöglicht* werden, indem der Experimentator seine Versuchspersonen frustriert. Diese Ermöglichung bekommt den Status einer unabdingbaren Voraussetzung: Aggression kann nur noch dann zu ihrer kathartischen Entladung bereitstehen, wenn sie dem Probanden zuvor durch Frustration zugeführt wurde. Feshbach entfernt sich damit von einer Vorstellung, die ein Aggressionsreservoir im Individuum annimmt und mittels therapeutischer Kathartika eine ›Reinigung‹ und ›Entladung‹ von einer krankhaften Substanz vorsieht. Vielmehr vertritt er nun die Ansicht, dass eine Stimulation der Aggressionsmotivation nötig ist, um in ihrer Entladung mit stellvertretender Aggression zu korrespondieren. Mit anderen Worten: Feshbach distanziert sich schon zu Beginn seiner angeblichen Verfechtung der Katharsisthese vom hippokratischen Heilungsmodell und nähert sich dem – diskursmächtigen – behavioristischen Paradigma an. Eng damit verknüpft ist, dass er mehr und mehr die – von Anfang an instabile – psychoanalytisch informierte Annahme eines Aggressionstriebes aufgibt. Aggression ist kein Trieb mehr, sondern ein ›acquired motive‹.

All diese Modifikationen, die Feshbach schon kurz nach seinem Plädoyer für die triebreduzierende Funktion des Fantasieverhaltens anführt, nimmt Berkowitz, der zur gleichen Zeit zu einer umfassenden Kritik und Widerlegung des Entladungskonzepts antritt, nicht zur Kenntnis. In seiner Auseinandersetzung mit Feshbach nagelt er diesen wiederholt auf seine Rolle als Verfechter der »›symbolic catharsis‹ doctrine«<sup>59</sup> fest, die Feshbach in dieser reinen Form nie vertreten hat. Berkowitz zitiert als

58 Ebd., S. 384.

59 Leonard Berkowitz/Edna Rawlings: »Effects of Film Violence on Inhibitions Against Subsequent Aggression«, in: Journal of Abnormal and Social Psychology 66 (1963), H. 5, S. 405-412, hier S. 405.

Beleg dessen erste Studie aus dem Jahr 1955, in der Feshbach nie von Katharsis gesprochen hat.

Neben Bandura ist Berkowitz der wichtigste Vertreter der experimentellen Sozialpsychologie, die im Mediengewalt-Diskurs die *Schädlichkeit* von Mediengewalt unter Beweis stellt. Die Laborexperimente, die Berkowitz und seine Mitarbeiter ab Ende der 1950er Jahre an der University of Wisconsin durchführen und die unter dem Namen »Wisconsin Studies«<sup>60</sup> gängig sind, richten ihre experimentellen Settings auf der Kontrastfolie einer Katharsiskonzeption ein, die in dieser Form nie bestanden hat.<sup>61</sup> Berkowitz' Widerlegung der Katharsisthese ist ebenso ein rhetorisches Verfahren der Diskurspolitik wie der immer wiederkehrende Verweis auf eine Zweiteilung der Mediengewaltdebatte, seit Aristoteles die Katharsis- und Platon die Stimulationsthese vertreten haben.

Der Wisconsiner Psychologe führt einen zentralen Begriff ein, mit dem er jedes Experiment, das vermeintlich kathartische Wirkungen gemessen hat, re-interpretieren kann, und zwar den Begriff der *Inhibition*. Schon 1958 weist er darauf hin, dass Feshbachs angebliche Triebreduktion ebenso gut wie einer kathartischen Wirkung einer Aggressionsangst geschuldet sein könnte, die das aggressive Verhalten der Versuchspersonen gehemmt hat.<sup>62</sup> Die gekränkten Versuchspersonen in Feshbachs Persönlichkeitstest-Experiment 1955 und in seinem Film-Experiment 1961 haben nach Berkowitz möglicherweise nach den Testbildern bzw. dem Kampffilm deshalb nicht aggressiv reagiert, weil Angst oder Schuldgefühle sie daran gehindert haben.<sup>63</sup> In seiner Argumentation sind die Katharsisexperimente nicht problematisch, weil Feshbach sie falsch gedeutet hat, sondern weil sie mehrere mögliche Interpretationen zulassen und deshalb zu uneindeutigen wissenschaftlichen Aussagen führen.<sup>64</sup>

60 Vgl. das so betitelte Kapitel von M. Kunzlik: Gewalt im Fernsehen, S. 294-382.

61 Vgl. zur Konturierung der These als »Feindbild«: Leonard Berkowitz: »Aggressive Cues in Aggressive Behavior and Hostility Catharsis«, in: *Psychological Review* 71 (1964), H. 2, S. 104-122, hier S. 111: »The idea of a hostility catharsis is surely one of the most widely accepted doctrines in the folklore of both the man in the street and the social scientist.«

62 Vgl. Leonard Berkowitz: »The Expression and Reduction of Hostility«, in: *Psychological Bulletin* 55 (1958), S. 257-283.

63 Vgl. zur Kritik am Persönlichkeitstest-Experiment L. Berkowitz: Aggression, S. 218; zur Kritik am Film-Experiment ders./E. Rawlings: »Effects of Film Violence«, S. 411.

64 Vgl. L. Berkowitz: Aggression, S. 219. Um das Gegenkonzept der Inhibitionsthese zu beweisen, führt Berkowitz gemeinsam mit Edna Rawlings ein Experiment durch, in dem die Versuchspersonen ebenso wie in Feshbachs Film-Experiment zuerst beleidigt werden und dann eine kurze Kampfszene aus dem Spielfilm *Champion* ansehen sollen – mit einem entscheidenden Unterschied in der Versuchsanordnung: Der Experimentator gibt einem

Neben dieser Problematisierung von Feshbachs Experimenten argumentiert Berkowitz grundsätzlich gegen die Annahme einer Aggressionskatharsis. Seine Kritik richtet sich zunächst auf ihre theoretischen Herkunft, also auf die Psychoanalyse und die Yale-Schule. Berkowitz wendet sich gegen die psychoanalytische Annahme eines Aggressionstriebs, die ein »hydraulic model« voraussetze, »with notions of the accumulation and discharge of internal somatic energy«, und die »situationally determined stimulus conditions« nicht beachte.<sup>65</sup> Noch schärfer als Feshbach in seinen Modifikationen des Katharsiskonzepts spricht Berkowitz also in einem behavioristischen Kontext, nach dem das Verhalten des Individuums von Faktoren in seiner Umwelt bestimmt ist. Der Aggressions-Frustrations-Hypothese hält er – mit einem Verweis auf die Experimente Albert Banduras – entgegen, dass nicht jede Aggression zwangsläufig aus einer Frustration resultieren müsse; aggressives Verhalten könne auch aus der Beobachtung anderer gelernt werden.<sup>66</sup> Als zweiten Bezugspunkt, von dem aus er die Widerlegung der Katharsistheorie organisiert, führt Berkowitz damit die Lerntheorie an.

Darüber hinaus ist das, was gängigerweise *hostility catharsis* genannt wird, nach den Wisconsiner Studien nichts anderes als eine »completion tendency«<sup>67</sup>, die sich einstellt, wenn eine zielgerichtete Handlung blockiert wird. Berkowitz entfernt sich in dieser Annahme vom klassischen Behaviorismus und geht davon aus, in einem gekränkten Probanden entstehe, wenn er daran gehindert wird, seinen Peiniger zu attackieren, eine Spannung, die erst reduziert wird, wenn der Gekränkte die Aggression tatsächlich ausführen kann.<sup>68</sup> Das Ausagieren der Aggression ist nach Berkowitz in gewisser Hinsicht mit Freude verbunden, aber nicht in dem Sinne »reinigend«, dass sie das »Aggressionsreservoir« eines Individuums entlade. Vielmehr sei nahe liegend, dass die Freude und Erleichterung,

---

Teil der Versuchspersonen vor der Filmrezeption eine Zusammenfassung des Films, in dem die gezeigte Szene als gerechtfertigte Gewalt gegen den Protagonisten dargestellt wird, die andere Gruppe erhält eine Synopsis, die den Protagonisten positiv beschreibt und die Gewalt gegen ihn als ungegerechtfertigt. Das Experiment kommt zu dem Ergebnis, dass die erste Gruppe in anschließenden Tests mehr offene Aggression gegen den beleidigenden Experimentator an den Tag legt als die zweite, weil im ersten Fall die Rechtfertigung von Gewalt dazu geführt hat, Aggressionshemmungen zu reduzieren. Vgl. L. Berkowitz/E. Rawlings: »Effects of Film Violence«.

65 Leonard Berkowitz: »The Concept of Aggressive Drive. Some Additional Considerations«, in: ders. (Hg.), *Advances in Experimental Social Psychology*, Bd. 2, New York, London: Academic Press 1965, S. 301-329, hier S. 303.

66 Vgl. ebd., S. 305.

67 L. Berkowitz/E. Rawlings: »Effects of Film Violence«, S. 406.

68 Vgl. L. Berkowitz: »Aggressive Cues«, S. 112.

die mit einer aggressiven Handlung verbunden ist, das Lernen dieser Verhaltensweise begünstigt.<sup>69</sup>

Das Resultat dieser stark einschränkenden Neukonzeption ist, dass sie die Wirksamkeit von Mediengewalt als kathartischer Arznei in Frage stellt. In Berkowitz' Vervollständigungsmodell ist *hostility catharsis* nur in einer spezifischen Konstellation möglich: »[T]he angered individual will experience a cathartic relief of internal tension only to the extent that he believes that the anger instigator, or someone closely associated with him, is aggressively injured by himself or some acceptable substitute.«<sup>70</sup> Entscheidend ist, dass die symbolische Katharsis in Berkowitz' Argumentation damit nicht nur zu einem unwirksamen Heilmittel, sondern mediale Gewaltdarstellung gleichzeitig zu einem *schädigenden Gift* wird – »we cannot be altogether sanguine about media violence«,<sup>71</sup> so seine Warnung. Mit Bezug auf Banduras Experimente, in denen das Lernen aggressiver Verhaltensweisen mittels einer im Film gezeigten »Bobo-Puppe« untersucht wurde, konstatiert Berkowitz zuversichtlich, »[t]he research will suggest media violence is more likely to incite children to acts of overt aggression than to ›drain‹ them of their hostile energy«, und wendet sich scharf gegen die Annahme, mediale Gewaltdarstellung könnte kathartisch wirken:

»Fantasy violence may be pleasant and gratifying to the observer, particularly if he imagines himself in the place of the virile, powerful make-believe aggressor. But this pleasure does not necessarily mean his own aggressive inclinations are weakened. He does not have a reservoir of hostile energy to discharge in fantasy. Hostile tendencies would persist to the extent that the individual's real problems and frustrations persist. If aggressive inclinations do weaken after viewing a film or reading a book, this may mean only that the viewer was sufficiently distracted so that he forgot his frustrations and ceased stimulating himself to continued anger.«<sup>72</sup>

Gewissermaßen als eine Form der Inszenierung dieser Transformation von Mediengewalt vom kathartischen Heilmittel zum »Aggressionsgift«

69 Vgl. L. Berkowitz: Aggression, S. 200 u. S. 203.

70 Leonard Berkowitz/Ronald Corwin/Mark Heironimus: »Film Violence and Subsequent Aggressive Tendencies«, in: Public Opinion Quarterly 27 (1963), H. 2, S. 215-229, hier S. 219. Berkowitz wendet sich aus diesem Grund auch gegen die Sündenbock-Theorie, die etwa Dollard in seiner *Southern Town*-Studie vertritt. Da sich ein kathartischer Effekt nur einstellen kann, wenn die Aggression sich gegen die Peiniger richtet, sei eine Verschiebung des aggressiven Verhaltens auf einen Stellvertreter – ein Mitglied einer gesellschaftlich stigmatisierten Gruppe – nicht möglich. Vgl. L. Berkowitz: »Concept of Aggressive Drive«, S. 311f.

71 L. Berkowitz: Aggression, S. 231.

72 Ebd., S. 236 u. S. 240.

führt Berkowitz Mitte der 60er Jahre eine Reihe von Experimenten durch, deren Anordnung drastisch vor Augen führt, wie gefährlich Mediengewalt ist. Ebenso wie Bandura kindliche Aggressivität als Wirkung medialer Gewaltdarstellung experimentell inszeniert, misst und reproduziert auch Berkowitz Mediengewalt auf eindrückliche Weise, und zwar über Elektroschocks, die seine studentischen Probanden nach der Rezeption aggressiver Filme einem Kommilitonen verabreichen.<sup>73</sup>

Das zuerst von Arnold H. Buss entworfene und dann von Berkowitz ausgearbeitete experimentelle Verfahren – in der Literatur präsent als »Buss-Berkowitz-Paradigma« – sieht eine Lehrer-Schüler-Konstellation vor, nach der eine ahnungslose Versuchsperson vorgeblich an einem Lernexperiment teilnimmt: Sie soll die Lernfortschritte einer anderen Versuchsperson, die ein getarnter Komplize des Experimentators ist, beobachten und Fehler bestrafen, indem sie ihr vermeintlich Elektroschocks zufügt. Mittels der Intensität und Dauer der verabreichten Schocks messen die Experimentatoren dann die Aggression des Probanden.<sup>74</sup>

Um die Katharsisthese zu widerlegen, führt Berkowitz diesen Experimenttyp beispielsweise in folgender Variation durch: Elf männliche College-Studenten eines Einführungskurses für Psychologie melden sich freiwillig für ein Experiment – das angeblich physiologischen Reaktionsmessungen dienen soll – um Punkte für ihre Abschlussnote zu erhalten. Der Experimentator begrüßt die Studenten einzeln und misst ihren Blutdruck. Im Raum befindet sich noch eine weitere Person, ausgegeben als ein anderer Proband, die tatsächlich aber der Komplize des Experimentators ist. Der Experimentator bittet die beiden, sich einander vorzustellen. Der Komplize stellt sich je nach Experimentalbedingung dem Probanden als ein Student vor, der im Hauptfach Sport studiert und sich für Boxen interessiert (*boxer role*), bzw. als Student der Rhetorik (*speech-major role*). Nach einer kurzen Unterhaltung zwischen der jeweiligen Versuchsperson und dem Komplizen gibt der Experimentator beiden als erste Aufgabe einen Intelligenztest und verlässt den Raum, woraufhin der Komplize je nach Experimentalbedingung den Probanden ärgert (*angered condition*) oder nicht (*nonangered condition*). Der Experimentator kehrt zurück und misst beiden den Blutdruck. Im nächsten Schritt des Experiments wird einem Teil der Versuchspersonen eine Szene aus dem Spielfilm *Champions* gezeigt, in der es um einen Boxkampf geht, wobei der Experimentator ihnen eine Zusammenfassung des Films

73 Die Methode, Gewalttätigkeit über die Verteilung von Elektroschocks experimentell greifbar zu machen, wurde in den 60er Jahren durch das so genannte Milgramexperiment bekannt. Stanley Milgram verwendete diese Methode, um zu messen, inwieweit Versuchspersonen bereit sind, sich einer Autorität (dem Versuchsleiter) zu unterwerfen und Gewalt auszuüben (eine andere Versuchsperson vermeintlich mit Elektroschocks zu verletzen). Vgl. zum Milgramexperiment und seiner Bedeutung für die Publikumsforschung N. Pethes: »Publikumsversuche«.

74 Vgl. H. Zumkley: Aggression und Katharsis, S. 32f.

gibt, in der er die in der Szene dargestellte Gewalt als gerechtfertigt beschreibt (*aggressive film*). Die übrigen Versuchspersonen sehen einen Film über englische Kanalboote (*neutral film*). Erneut wird der Blutdruck gemessen.

In der abschließenden Aufgabe werden Proband und Komplize in unterschiedliche Räume geführt. Der Komplize muss angeblich eine zeichnerische Aufgabe erfüllen, die Versuchsperson soll mittels Elektroschocks, die in Dauer und Anzahl variabel sind, vermeintlich seine Leistung bewerten, tatsächlich bekommen die geärgerten Versuchspersonen hier die Gelegenheit, ihren Peiniger zu bestrafen. Das Experiment endet nicht, bevor nochmals der Blutdruck gemessen wird. Berkowitz kommt zu dem Ergebnis: Die stärksten – imaginären – Stromstöße bekommt der beleidigende Komplize, wenn er sich als Boxer vorstellt und die Probanden den aggressiven Boxkampf film gesehen haben. Von kathartischer Wirkung des Films, im Sinne einer reinigenden Entladung von Aggression, könne also keine Rede sein.<sup>75</sup>

## Sozialhygienische Regulation

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Katharsisthese, dass sie sich weder einen Platz im Mediengewalt-Diskurs behaupten kann, noch aus ihm zu verbannen ist. Gemäß den Diskursregeln der Mediengewaltforschung gilt sie als widerlegt und wird ausgeschlossen, dessen ungeachtet verhält sie sich bis heute widerständig zu diesen Ausschlussverfahren. Es würde zu kurz greifen, wenn man diese Persistenz mit einem Nebeneinander von wissenschaftlichem und archäologischem Feld des Mediengewalt-Diskurses erklären und dabei argumentieren würde, die Katharsisthese sei zwar aus dem Bereich der Wissenschaft ausgeschlossen, finde aber in der öffentlichen Debatte weiterhin Vertreter. Die Katharsisthese ist nämlich *als widerlegte These* auch im wissenschaftlichen Feld noch anzutreffen, sie wird *als eine Auffassung*, die sich im ›wilden Außen‹ des Diskurses befindet, mitgeführt – und zwar nicht allein, um als Abgrenzungsfolie für konträre Konzepte zu dienen. Sie taucht auch in wissenschaftlichen Publikationen weiterhin als eine These auf, die einer erneuten Reflektion wert ist.

Ungeachtet aller Modifikationen, Re-Interpretationen und Widerlegungen der Katharsisthese, die seit ihrem Auftauchen im Mediengewalt-Diskurs Mitte der 1950er Jahre sowohl von ihm selbst als auch von Berkowitz und anderen Forschern angeführt worden sind, publiziert Feshbach noch Ende der 70er Jahre gemeinsam mit John Murray einen Artikel mit dem Titel »Let's Not Throw the Baby Out With the Bathwater: The Catharsis Hypothesis Revisited«. Die Verteidigung der Hypothese,

75 Vgl. Leonard Berkowitz: »Some Aspects of Observed Aggression«, in: Journal of Personality and Social Psychology 2 (1965), H. 3, S. 359-369, hier S. 362f.

die in diesem Artikel geführt wird, klingt etwas umständlich und bemüht: Die vorangegangene Forschung habe eher den Beweis erbracht, dass aggressive Fantasien sich stimulierend und nicht kathartisch auf aggressives Verhalten auswirken, das Interesse an der experimentellen Untersuchung der Katharsisthese sei deshalb stark gesunken. Murray und Feshbach schlagen einen umgekehrten Weg der Untersuchung vor: In einem Experiment glauben sie nachweisen zu können, dass aggressives Verhalten seinerseits aggressive Fantasien verringert, also in diesem Sinne kathartisch wirkt. In einem zirkulären Schluss glauben die Autoren, dass damit wiederum die Bereitschaft zu weiterem aggressivem Verhalten sinkt.<sup>76</sup>

Wie lässt sich dieses – im beschriebenen Fall fast krampfhaft – Festhalten an einer These, die doch empirisch als unhaltbar gilt, erklären? Es scheinen weniger die experimentellen Produktionen von kathartischen Wirkungen, also die konkreten Versuchsergebnisse zu sein, die der Katharsisthese weiterhin Überzeugungskraft im Diskurs verleihen, als vielmehr ihre grundsätzliche Fragestellung; weniger ihr Heilungsangebot, als ihr Programm einer *Heilungssuche*. Letztlich zeigt sich in der Persistenz der Katharsisthese am deutlichsten, dass der Mediengewalt-Diskurs in zentralen Aspekten als ein therapeutischer Diskurs operiert. Wie aber ist die hegemoniale Diskurspolitik dieses therapeutischen Programms zu verstehen, wenn sie gleichzeitig zur Widerlegung der Katharsisthese führt?

Um diese Frage zu klären, ist es aufschlussreich, nochmals auf den historischen Einsatzpunkt zurückzukommen, an dem das Katharsiskonzept mit der sich neu etablierenden Sozialmedizin in Konflikt gerät bzw. zum Element eines Gegenmodells in einer neuen therapeutischen Perspektive wird. Wie zu sehen war, verschiebt sich am Ende des 19. Jahrhunderts in der US-amerikanischen Medizin der therapeutische Fokus vom Individuum zur statistisch verdateten Bevölkerung, also zu Kollektivindividuen, deren Gesundheit/Normalität sich an gesellschaftlichen Durchschnittswerten orientiert. Während Krankheit in der traditionellen Medizin ein internes Ungleichgewicht des Individuums ist, wird sie nun zur Abweichung von einer auf kollektivindividueller Ebene errechneten Normalität, einer Abweichung, deren Bezugspunkt damit außerhalb des Individuums liegt. Die Umstellung auf eine normalisierende Sozialmedizin geht, wie beschrieben, auch mit einer Änderung der Behandlungsmethoden einher: Wenn noch im 19. Jahrhundert der ärztliche Zugriff darin besteht, dem Individuum durch purgative Arzneien wieder zu seinem natürlichen Gleichgewicht zu verhelfen, begibt sich die Normalisierungsmedizin auf die Suche nach dezidierten Ursachen, um die aus ihnen resultierenden pathologischen Veränderungen gezielt zu behandeln.

76 Vgl. John P. Murray/Seymour Feshbach: »Let's Not Throw the Baby Out With the Bathwater: The Catharsis Hypothesis Revisited«, in: *Journal of Personality* 46 (1978), S. 462-473.

Die Kontroverse zwischen Verfechtern der Katharsisthese und ihren Gegnern im Mediengewalt-Diskurs lässt sich vor diesem Hintergrund beschreiben. Sie ist nicht nur ein Beispiel dafür, dass die Umstellung auf eine normalisierende Sozialmedizin nicht vollständig erfolgt, sondern dass das traditionelle Therapiemodell der kathartischen Arznei als Gegenmodell noch im 20. Jahrhundert weiter verhandelt wird. Die Kontroverse führt gleichzeitig vor, inwiefern therapeutische Programme, wie sie im engeren somatisch-medizinischen Kontext ausgehandelt werden, sich auf weitere sozialmedizinische Bereiche ausweiten und auch auf dem Feld der Sozialpsychologie relevant werden.

Wenn Feshbach also in seinen Experimenten das Heilungskonzept einer kathartischen Wirkung von medialer Gewaltdarstellung aufscheinen lässt, bringt er damit auch ein Verständnis von pathologischer Unordnung ins Spiel, in das er das aggressive Verhalten als internes Ungleichgewicht des Individuums integriert, denn seine Vorstellung einer Aggressionsreduktion durch aggressive Fantasie legt die Annahme nahe, der ›Aggressionshaushalt‹ eines Individuums könne sich selbstregulativ ausbalancieren. Konträr hierzu steht die grundsätzliche Ansicht, die Bandura und Berkowitz vertreten: Aggression ist hier in letzter Konsequenz kein Ungleichgewicht, sondern eine pathologische Reaktion auf einen externen Stimulus. Heilung kann in diesem Verständnis auf keinen Fall in medial induzierter aggressiver Fantasie bestehen. Sie kann sich nur als Folge einer Suche nach dem schädigenden Stimulus und seiner Beseitigung einstellen. Bandura und Berkowitz sind mit dieser Auffassung Teil des Diskurses einer normalisierenden Sozialmedizin.

Die sich hiermit abzeichnende zentrale These der vorliegenden Untersuchung lautet: Das etablierte wissenschaftliche Feld des Mediengewalt-Diskurses<sup>77</sup> emergiert aus Projekten der sozialmedizinischen – man könnte auch sagen biopolitischen – Regulation der Bevölkerung. Der Mediengewalt-Diskurs trägt dazu bei, diese Regulationsprojekte in den Bereich der Mediennutzung zu transformieren. Diese These soll im Folgenden geschärft und im Teil *Regierung der Mediennutzung* ausgeführt werden. Gestützt wird sie zunächst durch eine einfache Beobachtung: Bandura und Berkowitz – also die beiden Hauptvertreter der hegemonialen Diskurspolitik – erhalten für ihre Mediengewaltexperimente Forschungsgelder von der höchsten staatlichen Gesundheitsbehörde. Ihre Forschungen werden von einer wichtigen Instanz der gouvernementalen Sozialmedizin, dem United States Public Health Service, finanziert, und zwar genauer vom National Institute of Mental Health (NIMH), das diesem uniformierten Gesundheitsdienst angehört.<sup>78</sup> Feshbachs Forschung

77 Was hier unter ›etabliertem Feld‹ verstanden wird, wird zu Beginn des zweiten Hauptteils nochmals genauer beschrieben.

78 In nahezu jeder Publikation von Bandura und Berkowitz, die bisher zitiert wurde, findet sich in einer Fußnote oder im Vorwort ein Verweis darauf, dass die Forschung zu einem Teil durch den Public Health Service finanziert wurde. Vgl. exemplarisch: A. Bandura/R. Walters: Social Learning, S.

hingegen wird nicht auf diese Weise gefördert. Um die sozialhygienische Implikation dieser Forschungspolitik zu verdeutlichen, ist erneut ein kurzer historischer Abriss zu den genannten Gesundheitsorganisationen der amerikanischen Regierung aufschlussreich.

Die Herkunft des U.S. Public Health Service lässt sich auf einen präsidentialen Erlass aus dem Jahr 1798 zurückverfolgen, der die Versorgung von kranken und verletzten seereisenden Kaufleuten sichern sollte. Ziel dieses Erlasses war es, über die Gesundheit der Kaufleute das wirtschaftliche Prosperieren der jungen amerikanischen Nation zu sichern.<sup>79</sup> Parallel zur Umstellung der amerikanischen Medizin auf eine normalisierende Sozialmedizin Ende des 19. Jahrhunderts formiert sich auch der – zu dieser Zeit noch Marine Hospital Service genannte – Gesundheitsdienst zu einer Organisation der öffentlichen Hygiene, wenn er den Regierungsauftrag bekommt, die anwachsenden Immigrantenströme medizinisch zu betreuen. Der Aufgabenbereich des Service<sup>7</sup> verschiebt und konzentriert sich damit auf den Schutz der Bevölkerung vor gefährlichen ansteckenden Krankheiten. Er entwickelt sich damit zu einer Institution der Sozialhygiene. Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgt, diesem erweiterten Aufgabenbereich Rechnung tragend, die Umbenennung in Public Health Service. Die militärisch organisierte Institution, an deren oberster Stelle der Surgeon General steht, ist nun für Krankheiten aller Art zuständig. 1912 bekommt der Public Health Service die klare gesetzliche Autorität »to investigate the diseases of man and conditions influencing the propagation and spread thereof, including sanitation and sewage and the pollution either directly or indirectly of the navigable streams and lakes of the United States.«<sup>80</sup>

---

ix. Es handelt sich hierbei nicht um dezidierte Auftragsforschungen, sondern um Teilfinanzierungen wissenschaftlicher Studien.

79 Vgl. John L. Parascandola: »Public Health Service«, in: George Thomas Kurian (Hg.), *A Historical Guide to the U.S. Government*, New York: Oxford University Press 1998, S. 487-493, unter: [http://lhncbc.nlm.nih.gov/apdb/phsHistory/resources/pdf/phs\\_history.pdf](http://lhncbc.nlm.nih.gov/apdb/phsHistory/resources/pdf/phs_history.pdf) vom 2.4.2006, S. 1; Fitzhugh Mullan: *Plagues and Politics. The Story of the United States Public Health Service*, New York: Basic Books 1989, S. 14-31.

80 Annual Report of the Surgeon General of the Public Health Service, zit. nach: J. Parascandola: »Public Health Service«, S. 5. Für Frankreich hat William Coleman in seiner Studie mit dem bezeichnenden Titel *Death Is a Social Disease* sozialhygienische Projekte im 19. Jahrhundert dargestellt. Vgl. ders.: *Death Is a Social Disease. Public Health and Political Economy in Early Industrial France*, Madison/WI: University of Wisconsin Press 1982. Eine vergleichbare Studie für den amerikanischen Bereich ist bisher noch ein Desiderat. Die folgenden Darstellungen können sich nur auf einige Aspekte begrenzen, die für den Mediengewalt-Diskurs interessant sind, und sich an historischen bzw. selbsthistorisierenden Darstellungen orientie-

Noch vor der Namensänderung beginnt sich der Service zu einer Dachorganisation für medizinische Forschung zu formieren. Das erste Labor, in dem die neue – normalmedizinische – Wissenschaft der Bakteriologie zum Einsatz kommt, wird 1887 in einem Marinehospital in Staten Island etabliert und schon bald nach Washington verlagert. Die zunächst Hygienic Laboratory genannte Institution ist Vorgänger der National Institutes of Health, die heute aus 27 sich jeweils spezifischen Krankheitsgebieten widmenden Instituten bestehen. Die Gliederung in einzelne Organisationen vollzieht sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge eines Public Health Service Acts, der die medizinische Forschung der Nachkriegszeit regelt.<sup>81</sup> Eines der ersten Institute, die im Zuge dieser Umstellungen ins Leben gerufen werden, ist das NIMH, das seine Mission bis heute folgendermaßen bestimmt:

»The NIMH mission is to reduce the burden of mental illness and behavioral disorders through research on mind, brain, and behavior. This public health mandate demands that we harness powerful scientific tools to achieve better understanding, treatment, and eventually, prevention of these disabling conditions that affect millions of Americans.«<sup>82</sup>

Die Gründung des NIMH und seine Verflechtung mit der amerikanischen Sozialpsychologie<sup>83</sup> lassen sich mit der gesellschaftlichen Konstitution der amerikanischen Nachkriegszeit in Verbindung bringen. Wade Pickren beschreibt diese als einerseits von wachsendem Wohlstand und Konsumverhalten, andererseits von Ängsten geprägt – Ängste des Kalten Krieges, insbesondere vor einer nuklearen Katastrophe. Dies zieht Befürchtungen nach sich, die sich auf unterschiedliche Bereiche des sozialen Lebens und somit auch auf das neue Medium Fernsehen ausweiten.

---

ren. Vgl. J. Parascandola: »Public Health Service«, S. 3-5; F. Mullan: *Plagues and Politics*, S. 32-57.

81 Vgl. Victoria A. Harden: »A Short History of the National Institutes of Health«, unter <http://history.nih.gov/exhibits/history/index.html> vom 2.4.2006.

82 National Institute of Mental Health: »Facts About NIMH«, unter <http://www.nimh.nih.gov/about/nimh.cfm> vom 2.4.2006. Als weiteren »fact« führt die Internetseite an, dass sich das Budget des NIMH im Finanzjahr 2005 auf 1,4 Milliarden Dollar belief. Vgl. ausführlicher zur Mission und Geschichte des NIMH: NIH Almanac: »National Institute of Mental Health« unter <http://www.nih.gov/about/almanac/organization/NIMH.htm> vom 2.4.2006.

83 Dem Zusammenhang von NIMH und amerikanischer Psychologie widmet sich in jüngster Zeit ein von Wade E. Pickren und Stanley F. Schneider herausgegebener Sammelband. Vgl. dies.: *Psychology and the National Institute of Mental Health. A Historical Analysis of Science, Practice, and Policy*, Washington: American Psychological Association 2005.

Nicht nur die psychischen Störungen der heimkehrenden Soldaten, sondern auch die Labilität der amerikanischen Zivilbevölkerung veranlasst die amerikanische Regierung, in großem Umfang wissenschaftliche Studien auf den Weg zu bringen oder zu unterstützen und psychotherapeutisches Personal auszubilden. All dies geschieht mit dem Ziel, die mentale Gesundheit der Bevölkerung zu verbessern. Die psychische Störung ist damit zu einem Bezugsproblem der amerikanischen Sozialmedizin geworden.<sup>84</sup>

Aufgrund der Forschungsförderung durch das neu gegründete NIMH kann die Zeit von 1948-1963 als »golden age of American academic psychology«<sup>85</sup> bezeichnet werden, denn die Gesundheitsbehörde unterstützt nicht nur eigene Forschungsprojekte, sondern finanziert auch psychologische Experimente an unterschiedlichen amerikanischen Universitäten. Zu den zehn Universitäten, denen die meisten Forschungsgelder zufließen, zählen die Universitäten Stanford und Wisconsin: Zu Beginn der 1960er Jahre werden in Stanford Projekte Banduras mit den Titeln »Transmission of aggression through imitation« und »Learning of aggressive behavior through imitation« gefördert. In Wisconsin erhält Berkowitz von 1958-1962 Forschungsgelder für sein Projekt »Expression and reduction of hostility«.<sup>86</sup> Die hegemoniale Diskurspolitik einer sich etablierenden Mediengewaltforschung wird Teil der Projekte, die eine sozialmedizinische Regulation der Bevölkerung anstreben. Die staatliche Forschungsförderung des NIMH endet nicht bei bloßer Finanzierung, sondern prägt das Profil der Forschung. Der Name Feshbach findet sich unter den geförderten Wissenschaftlern dieser Jahre nicht. Er bleibt zunächst ebenso ausgeschlossen wie die Katharsis als Heilmittel von Mediengewalt.

84 Vgl. Wade E. Pickren: »Science, Practice, and Policy: An Introduction to the History of Psychology and the National Institute of Mental Health«, in: Pickren/Schneider (Hg.), *Psychology and the National Institute of Mental Health* (2005), S. 3-15.

85 Charles E. Rice: »The Research Grants Program of the National Institute of Mental Health and the Golden Age of American Academic Psychology«, in: Pickren/Schneider (Hg.), *Psychology and the National Institute of Mental Health* (2005), S. 61-111, hier S. 61.

86 Vgl. die Tabellen ebd., S. 93 u. S. 98.

